



LANDTAG
NIEDERSACHSEN

Niedersächsischer Landtag – 19. Wahlperiode

Gedenkstunde zum Jahrestag der Novemberpogrome

8. November 2024



LANDTAG
NIEDERSACHSEN

Programm

Gedenkstunde zum Jahrestag der Novemberpogrome

8. November 2024 | Plenarsaal des Niedersächsischen Landtages

Begrüßung und Gedenkansprache

Hanna Naber

Präsidentin des Niedersächsischen Landtages

Rede

Dr. Leon Weintraub

Zeitzeuge und Holocaust-Überlebender

Schlusswort

Hanna Naber

Präsidentin des Niedersächsischen Landtages

Musikalische Gestaltung:

Marta Bijlsma, Cello – Nico Gutu, Akkordeon

In Zusammenarbeit mit der Villa Seligmann

Unser Shtetl brennt

(Deutsche Übersetzung aus dem Jiddischen)

Es brennt, Brüder, es brennt!
Ach, unser armes Städtchen – Gott behüte – brennt!
Böse Winde mit ihrem Brausen
Zerren, brechen und zerzausen
Stärker werden die wilden Flammen
Alles rundum schon brennt!

*Und ihr steht und schaut umher mit verschränkten Armen,
Und ihr steht und schaut umher, unser Städtchen brennt!*

Es brennt, Brüder, es brennt!
Ach, unser armes Städtchen – Gott behüte – brennt!
Es haben schon die Feuerzungen
Das ganze Städtchen eingehüllt,
Und die bösen Winde wüten
Das ganze Städtchen brennt!
[Refrain]

Es brennt, Brüder, es brennt!
Ach, es kann – Gott bewahre – der Moment kommen:
Dass unsere Stadt mit uns zusammen
Wird zu Asche werden durch die Flammen,
Übrig bleiben – wie nach einer Schlacht –
Werden nur kahle schwarze Mauern!
[Refrain]

Es brennt, Brüder, es brennt!
Helfen könnt ihr nur euch selbst!
Wenn euch das Städtchen teuer ist,
Nehmt Gefäße, löscht das Feuer,
Löscht mit eurem eigenen Blut,
Beweist, dass ihr das könnt!

*Steht nicht, Brüder, so umher mit verschränkten Armen,
Steht nicht, Brüder, löscht das Feuer! Unser Städtchen brennt!*

Text und Musik:
Mordechai Gebirtig

Begrüßung

Hanna Naber, Präsidentin des Niedersächsischen Landtages

Präsidentin Hanna Naber: Es begann vor aller Augen. Das Land schaute zu. Sie attackierten die Ladengeschäfte, die Arztpraxen und die privaten Wohnräume jüdischer Besitzer. Sie setzten jüdische Versammlungshäuser und Betstuben in Brand. Sie entmenslichten sich selbst dadurch, dass sie ihre Mitmenschen jüdischen Glaubens mit Gewalt und tätigem Hass überzogen.

Am Tag bevor sich die antisemitische Reichspogromnacht zum 86. Mal jährt, halten wir im Rahmen dieser heutigen Gedenkstunde inne. Wir halten inne, und wir gedenken der jüdischen Menschen, für die der 9. November 1938 den Auftakt zu systematischer Verfolgung und Ermordung bedeutete. Wir gedenken der Opfer der Shoah.

Ich begrüße alle Abgeordneten des Niedersächsischen Landtages sowie die Mitglieder der Landesregierung. Stellvertretend für alle Bürgerinnen und Bürger in unserem Land wohnen Sie dieser Gedenkstunde bei. Sehr herzlich willkommen heiße ich Dr. Leon Weintraub, der heute im Rahmen dieses Gedenkens zu uns sprechen wird. Es ist eine große Ehre, Sie heute bei uns zu wissen und Ihnen zuhören zu dürfen. Herzlich begrüßen darf ich alle heute anwesenden Vertreterinnen und Vertreter jüdischer Religionsgemeinschaften und jüdischer Kulturen in Niedersachsen, insbesondere Herrn Fürst als Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen. Beste Wünsche richte ich an dieser Stelle an Frau Dr. Seidler, Vorsitzende des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden von Niedersachsen, die krankheitsbedingt heute leider nicht bei uns sein kann. Besonders begrüßen darf ich zudem Herrn Professor Dr. Wegner, den Landesbeauftragten gegen Antisemitismus und für den Schutz jüdischen Lebens. Begrüßen möchte ich auch alle anwesenden Gäste auf den Tribünen, darunter zahlreiche Schülerinnen und Schüler sowie Anwärtinnen und Anwärter der Polizei.

Sehr geehrte Damen und Herren, die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 markiert in der Geschichte des Antisemitismus, in der Geschichte des Hasses auf alles jüdische Leben eine kaum zu überschätzende Zäsur. Diese Nacht markiert den Übergang von allmählicher Entrechtung und Diskriminierung, wie sie seit Langem im Deutschen Reich grassierten, in die unerbittliche Verfolgung und in die industriell organisierte Ermordung von Jüdinnen und Juden in ganz Europa. In dieser Nacht wurden deutschlandweit insgesamt mehr als 1300 Menschen getötet oder in den Suizid getrieben. In der Folge der Novemberpogrome wurden ca. 30 000 jüdische Menschen aus ihren Betten und aus der Mitte der Gesellschaft gerissen, verhaftet, deportiert, in Konzentrationslager verschleppt.

Hannover. Am Abend des 9. November 1938 wurden neue SS-Mitglieder vereidigt, die aus der Hitlerjugend und aus der Polizei stammten. Gegen 01:30 Uhr in der Nacht zogen die SS-Verbände von ihrer Veranstaltung im Konzerthaus am Leineufer in Richtung Neue Synagoge in der Bergstraße.

Die Synagoge wurde währenddessen bereits ausgeraubt und anschließend in Brand gesteckt. Die Feuerwehr beschränkte, als sie endlich eintraf, ihren Schutz auf die umliegenden Häuser.

Quakenbrück. Angehörige der SA schleppten rituelle Gegenstände und eine Thorarolle aus der Synagoge und ließen sie vor den Augen aufgepeitschter Bürger in Flammen aufgehen. Alle jüdischen Männer des Ortes wurden durch die Stadtmitte getrieben und inhaftiert.

Oldenburg. Etwa 500 jüdische Männer wurden von der SA zum Hauptbahnhof getrieben, von wo aus man sie ins KZ Sachsenhausen verbrachte. Auf dem Weg zum Bahnhof standen örtliche Jugendliche Spalier, beschimpften die unbescholtenen Männer und bewarfen sie mit Steinen.

Hannover, Quakenbrück, Oldenburg. Emden, Osterholz-Scharmbeck, Goslar. Uelzen, Duderstadt, Salzhemmendorf. Für 78 niedersächsische Orte konnte das Projekt „Novemberpogrome 1938 in Niedersachsen“ der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten mittlerweile aufzeigen, in welcher abgrundtiefen Grauen entmenslichende Rhetorik und antisemitische Hetze konkret führen. Der nationalsozialistische Schrecken, er fand in der Mitte der Gesellschaft statt, inmitten niedersächsischer Städte und Ortschaften. Es begann vor aller Augen. Das Land schaute zu.

Was geschah in meiner Heimatstadt? Wer war vor Ort daran beteiligt? Wo kann ich weiterforschen? Sehr geehrte Damen und Herren, Gedenktage drohen zu einer leeren Hülle zu werden, zu einer pflichtmäßigen Routine, wenn wir uns ihren Inhalt nicht stetig aufs Neue aneignen. Es lässt sich keine Erinnerung an die Vergangenheit glaubhaft bewahren, ohne den Bezügen zum eigenen Leben, etwa zum eigenen Wohnort, Raum zu geben. Die heimatgeschichtliche Forschung leistet gerade auf diesem Gebiet wertvolle Arbeit, trägt sie doch das Erinnern an die Novemberpogrome unmittelbar zu den Bürgerinnen und Bürgern. Ein solches Erinnern schmerzt. Es schmerzt, denn es macht überaus deutlich, dass die große Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger von den jüdenfeindlichen Gräueltaten sehr wohl etwas mitbekam. Spätestens jetzt, ab dem 9. November 1938, konnte in Deutschland jedem und jeder klar sein, dass antisemitische Handlungen bis hin zur Ermordung zur Staatsräson des NS-Staates gehörten.

Kann eine bürgerliche Mitte tatsächlich als Garantin für die Demokratie auftreten? Unser Volk ist diesen Beweis schuldig geblieben. Wo blieb der offene Protest? Die heutige Gedenkstunde anlässlich des Jahrestages der Novemberpogrome lässt uns über diese Fragen nachdenken. Es waren Menschen, die sich bereitwillig dazu anstiften ließen, ihre Stimme in dem giftigen und niederträchtigen Gekeife der Nationalsozialisten aufgehen zu lassen. Es waren Menschen, die im Schutz der Masse bereit waren, ihr eigenes Menschsein verstummen zu lassen. Es waren Menschen, die lieber hinter der dünnen Schutzschicht ihrer Gardinen verharrten, als Nachbarn drangsaliert und deportiert wurden. Es waren Menschen, die wir später als liebevolle Großeltern kennengelernt haben und als solche in Erinnerung behalten wollen und sollen. „Das haben Menschen Menschen angetan“, lautet das ebenso schlichte wie bitter betrübliche Fazit der polnischen Autorin Zofia Nałkowska zu den Verbrechen der Wehrmacht in Polen.

Und wir? Heute? Unsere moralische Pflicht kann sich nicht darauf beschränken, an dieser Gedenk-stunde teilzunehmen und aufmerksam zuzuhören. Denn aus dem ehrlichen Gedenken in dieser Stunde ergibt sich zugleich eine Frage an unsere eigene Menschlichkeit. Und diese Frage verlangt uns ein Bekenntnis ab. Wenn es wieder beginnt – sei es als geschichtspolitische Wende von rechts, als antisemitische Kolonialismuskritik von links oder als islamistisch geprägter Antisemitismus – wenn es beginnt, vor unseren Augen, schauen auch wir bloß zu?

Meine sehr geehrten Damen und Herren, wir dürfen mit Dr. Leon Weintraub einen Überlebenden der Shoah bei uns begrüßen. Leon Weintraub kam am 1. Januar 1926 in Łódź zur Welt, wo er in ärmlichen Verhältnissen mit seinen vier Schwestern bei der Mutter aufwuchs. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen wurde die Familie 1940 in das Ghetto Litzmannstadt umgesiedelt. Es sind vermutlich die im Ghetto während seiner Zwangsarbeit als Elektriker erworbenen Fähigkeiten, die ihn vor dem sicheren Tod bewahren sollten. Denn nach seiner Deportation in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau gelang es ihm, sich als Arbeitshäftling auszugeben und sich einem Transport ins Konzentrationslager Groß-Rosen anzuschließen, wo er im Außenlager Dörnhau Stromleitungen zu verlegen hatte. Die erbarmungslosen Todesmärsche und Verlegungsaktionen der Nazis während der Wirren der letzten Kriegsmomente überlebte Leon Weintraub, bevor ihm schließlich die Flucht aus dem kollabierenden Mordsystem der Nazis gelang.

Mit schier unglaublicher Kraft haben Sie, lieber Herr Dr. Weintraub, dem eigenen Überleben des nationalsozialistischen Schreckens ein Weiterleben abgerungen. In Göttingen absolvierten Sie ein Medizinstudium, gründeten eine Familie und praktizierten als Arzt der Frauenheilkunde in Polen. 1969 waren Sie erneut einem erstarkenden Antisemitismus ausgesetzt und mussten nach Schweden emigrieren. Seit über 30 Jahren engagieren Sie sich als Zeitzeuge mit Vorträgen in Polen, Schweden und Deutschland. In zahlreichen Begegnungen, insbesondere mit Jugendlichen, und mit beachtenswerter Ausdauer sprechen Sie über Ihre Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus und der Shoah. Sie sprechen von Ihren Gefühlen und Ihren Gedanken und verleihen dem Erinnern so Ihre persönliche Stimme. Durch Ihre Worte und Ihre eindrückliche Lebensgeschichte berühren Sie Menschen, und wo Ihre Worte auf ehrliche Menschlichkeit treffen, da werden sie bewahrt und können keinem Vergessen anheimfallen. So leisten Sie einen unermesslichen Beitrag gegen das Vergessen und für die fortwährende, persönliche Auseinandersetzung mit der Geschichte der Shoah. Für Ihr Engagement wurden Sie 2004 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande und in diesem Jahr mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Lieber Herr Dr. Weintraub, wir sind zutiefst geehrt, dass Sie die lange Reise aus Schweden zu uns in den Niedersächsischen Landtag angetreten haben, um heute zu uns zu sprechen. – Vielen Dank für die Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Rede

Dr. Leon Weintraub, Zeitzeuge und Holocaust-Überlebender

Dr. Leon Weintraub: Sehr geehrte Frau Präsidentin des Niedersächsischen Landtages, herzlichen Dank für Ihre Einladung, in diesem Teil Deutschlands vor solch einer illustren Gesellschaft über ein tragisches Ereignis in der Geschichte Ihres Landes zu sprechen. Sie haben mich zwar schon vorgestellt, ich möchte Ihre Vorstellung aber noch ergänzen: Ich war Flossenbürg-Häftling Nr. 82707.

Ich wurde in Łódź, der zweitgrößten Stadt Polens, als jüngstes von fünf Kindern geboren; endlich ein Junge – nach vier Mädchen, sechs, fünf, vier und zwei Jahre älter als ich. Die Jugend war für mich als kleinen Jungen wunderbar, umhatschelt von „fünf Müttern“. Aber das hatte auch seine Schattenseiten, denn fünf Kontrolleurinnen zu haben, war nicht immer lustig. Mein Vater ist leider gestorben, als ich sechs Wochen alt war. Meine liebe Mutter hat ihr Leben ihren Kindern gewidmet; von einem Privatleben konnte keine Rede sein. Sie hat alles, was nur möglich war, veräußert und im Zentrum der Stadt eine kleine Wäscherei eröffnet.

Das Ganze befand sich in zwei nicht großen Räumen: Eingang von der Straße, Annahme der schmutzigen Wäsche, zwei Verschalungen als Abtrennung, dahinter drei Arbeitstische, die abends zu Betten für meine vier Schwestern wurden; Durchgang zum nächsten Raum – dem Arbeitsraum –, links ein Küchenschrank, dahinter zwei Betten für Mutter und mich, rechts – beim Ausgang zum Hof – ein eingemauerter Kessel mit Feuerstelle, um die sogenannte weiße Wäsche zu kochen, eine große Baalje mit einer Handmangel und an der Decke Leisten, um die Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Das kann man kaum Wohnung nennen, das war eine Behausung für die kleine Wäscherei und Wohnsitz für meine Mutter mit ihren fünf Kindern. Ich brauche Ihnen nicht weiter zu erklären, dass das ziemlich ärmlich war, aber als Kind lebt man im Jetzt und macht sich keine Gedanken über das Gewesene, auch nicht über die Zukunft; es ist eben so, wie es ist. Wenn wir versucht haben, uns zu beklagen, hat uns meine Mutter ermahnt: Schaut nicht nach oben zu denen, die es besser haben. Schaut um euch herum, wie viel Elend herrscht und wie viele Leute es schlimmer haben als wir.

Ich kann mir gut denken, dass sich manchen von Ihnen die Frage stellt: Was bewegt diesen alten Mann? In sechs Wochen werde ich 99 Jahre alt. Ich nehme die Mühe auf mich, zu reisen und Vorträge zu halten, vor allem in Schulen vor Jugendlichen. Sie müssen die Gewähr dafür sein, dass die demokratische Gesinnung vertreten wird, und aufrechte Bürger ihres Landes werden.

Da ich bei Kriegsausbruch nur 13 Jahre alt war, gehöre ich zur Gruppe der „Kinder des Holocaust“. Sie können sich vorstellen, dass es nicht viele Jüngere gibt, die überlebt haben. Die damals viel Älteren sind leider schon seit Langem nicht mehr am Leben. Damit bin ich einer der letzten Augenzeugen, der noch imstande ist, über dieses dunkle Kapitel in der Geschichte nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt zu sprechen. Darüber Bericht zu erstatten, ist für mich eine Verpflichtung gegenüber

meinen ermordeten Familienangehörigen. Von 80 Familienmitgliedern – Geschwistern, Eltern, Cousins – waren wir 1945 noch 16. Vier von fünf Personen sind ermordet worden, nur eine von fünf hat überlebt. Das Geschehene in Vergessenheit geraten zu lassen, wäre für mich gleichbedeutend damit, die Millionen unschuldiger Opfer noch einmal zu töten.

Nach der ruhigen Kindheit im Schoß der Familie kam ich mit sieben Jahren in die Schule. Zu Hause hatten wir Kinder mit unserer Mutter nur Jiddisch gesprochen; nun wurde das Polnische die erste Sprache. Ich war ein guter Schüler mit lauter besten Noten. Deshalb habe ich im Juni 1939, nach dem 6. Schuljahr, einen gebührenfreien Platz am Józef-Piłsudski-Gymnasium bekommen. Dort sollte ich meine weitere Bildung erhalten. Schon als kleiner Junge war ich davon überzeugt, dass ich nur durch Bildung eine Chance hätte, das sowohl physische als auch geistige Ghetto verlassen und ein anderes Leben führen zu können.

Aber am 1. September 1939 ist etwas eingetreten, das meine Lebenspläne völlig geändert hat, nämlich der Überfall der Nazi-Wehrmacht auf meine Heimat Polen – das Land, in dem ich geboren wurde. Fünf lange Jahre habe ich im Ghetto Litzmannstadt verbracht; die Stadt Łódź war auf Befehl Hitlers in Litzmannstadt umbenannt worden. Ich habe schwere Arbeit geleistet, für einen Zwölf-Stunden-Arbeitstag 1000 bis 1200 Kalorien zugeteilt bekommen, verschiedene Funktionen ausgeübt, zuletzt als Elektriker.

Nach der Liquidation des Ghettos Litzmannstadt im Jahre 1944 folgten bis zu meiner Befreiung durch die französische Armee im Schwarzwald am 20. April 1945 weitere Monate in Konzentrationslagern. Zuerst wurde ich von Litzmannstadt nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Dass es Auschwitz-Birkenau war, wusste ich damals nicht, da uns nie gesagt wurde, wohin wir gebracht wurden – und warum.

Mir ist es gelungen, aus Auschwitz zu entkommen – ganz zufällig. Ich kam eines Tages von meinem Block Nr. 10, dem Jugendblock – Block ist die Bezeichnung für Baracke –, als ich zwischen Block 16 und 18 eine Gruppe nackter Männer sah. Als ich sie fragte, warum sie dort ohne Kleidung standen, habe ich erfahren, dass sie registriert wurden. Sie hatten ihre Nummer auf den linken Unterarm tätowiert bekommen und warteten auf Kleidung, um zum Arbeitseinsatz aus dem Lager herauszukommen. Dieses Wort „heraus“ war für mich ein Signal. Ich habe spontan und ohne zu überlegen nach rechts und links geschaut – keine SS-Wachen, keine „Kapos“ genannten Funktionshäftlinge in Sicht –, mich im Schatten der Blockwand meiner drei schon halb zerschlissenen Kleidungsstücke entledigt und mich tief in die Gruppe hineingedrängt. Zum Glück – mein guter Stern – wurde ich in der Kleiderkammer nicht kontrolliert. Hätten sie entdeckt, dass ich keine tätowierte Nummer hatte, hätten sie mich zurückbehalten. Dann wäre ich ein paar Tage später tot gewesen. Wir wurden angekleidet und zum Zug gebracht. Mein letzter Blick auf Auschwitz-Birkenau fiel auf eine Frau, die schräg an den Drähten des Zauns klebte – so kann man das sagen. Das Furchtbare war, dass der Zaun außer Stacheldraht auch stromführende Leitungen hatte.

Wir wurden in das Konzentrationslager Groß-Rosen gebracht. Als man dort nach Elektrikern fragte, meldete ich mich, und ich wurde in das Außenlager Dörnhau transportiert, wo ich dem Projekt „Riese“ zugeteilt wurde. Im Gebirge hat man große Bunkieranlagen gebaut, in denen Waffenfabriken eingerichtet werden sollten. Ich habe als Maststeiger die elektrische Stromzufuhr für die künftigen Fabriken geschaffen. Diese Funktion trug auch dazu bei, dass ich heute imstande bin, hier zu sein und zu Ihnen zu sprechen. Denn ich wurde morgens vom Arbeitsleiter, der der Organisation Todt angehörte, abgeholt. Er kam mit seinem Motorrad mit Beiwagen, in dem ein junger SS-Mann saß – meine Wache. Ich wurde nicht so streng kontrolliert wie die anderen Häftlinge und konnte es wagen, im Winter meine Decke zu einem Dreieck zu falten, sie mir unter der Kleidung um die Brust zu spannen und hinten mit zwei Stückchen Draht zusammenzuknüpfen. Wir hatten ja keine Winterkleidung. Hätten sie mich dabei erwischt, dann hätte ich 25 Schläge auf den nackten Hintern bekommen. Das bedeutet aber nicht, dass mir diese Strafe immer erspart geblieben wäre. Am Arbeitsplatz saßen die jungen SS-Männer um ein Feuer herum. Wenn sie sich langweilten, nahmen sie ihre Gewehre am Lauf und schwenkten sie. Kam der Kopf eines Häftlings in den Weg des Kolbens, hatte das schlimme Folgen. Wir mussten täglich ein bis zwei Leichen ins Lager tragen.

Im Winter 1945 mussten wir uns in Fünferreihen aufstellen, und wir wurden wieder zum Zug gebracht. Nach langer, langer Reise kamen wir in Flossenbürg an. Dort war das Konzentrationslager fast in der Stadt. Wir marschierten durch die Straßen. Über Flossenbürg möchte ich nur einige Dinge berichten: Die Unterbringung erfolgte auf Pritschen, zu viert, mit den Beinen gegeneinander. Mit einem kalten Fuß an der Wange aufzuwachen, war ein sehr unangenehmes Erlebnis. Es war dort sehr kalt, der Wind kam kalt vom Gebirge, und wir hatten keine Kleidung. Um die Kälte fernzuhalten, haben wir uns aneinander gekuschelt. Die Ringe wurden mehr und mehr, und auf einmal begann sich dieser Menschenhaufen zu bewegen, denn diejenigen im Kern waren fast am Erstickenden und wollten raus. Und diejenigen, die außen waren, wollten auch rundherum von Häftlingen umringt sein, um die Kälte fernzuhalten. Das bewegte sich wie ein Brodeln – wild, apokalyptisch.

In Flossenbürg gab es zwei große Unternehmen, eines war der Steinbruch – halb Nürnberg ist aus diesem Granit aufgebaut –, das zweite war Messerschmitt. Viele der etwa 30 000 Ermordeten sind bei Arbeitsunfällen ums Leben gekommen – und nicht durch die Hände der Henker der SS. Bekannt ist das KZ Flossenbürg auch dafür, dass dort im April 1945 Dietrich Bonhoeffer, Pfarrer der Bekenntnenden Kirche, gehängt wurde sowie Admiral Wilhelm Canaris und mehrere hohe Offiziere der Wehrmacht infolge des versuchten Attentats auf Hitler einige Monate zuvor. Außerdem waren in Flossenbürg Familienmitglieder der Wittelsbacher als „Sonderhäftlinge“ untergebracht. Die Nachfahren treffe ich noch heute jedes Jahr bei der Begehung des Befreiungstages am 23. April. Wir sitzen dann nebeneinander, weil die Frau von Herzog Max in Bayern eine Schwedin ist.

Meine Befreiung kam ganz unerwartet. Eines Tages wurden wir wieder aufgefordert, uns zu sammeln, und wieder zu einem Zug gebracht; dieses Mal war es ein Zug mit Personenwaggons. Der Zug setzte sich in Bewegung. Nach einigen Stunden hörten wir über unseren Köpfen Motorengeräusche

und Explosionen. Die Lokomotive wurde in diesem Luftangriff beschädigt, der Zug blieb stehen, und wir wurden aus den Waggonen herausgetrieben. Das war in der Nähe von Donaueschingen im Schwarzwald. Wir wurden Hügel herauf- und wieder heruntergetrieben. Auf einmal verschwand die Wache. Zu unserer Überraschung sahen wir dann Uniformen im Gebüsch, die Jacken mit der doppelten Siegrune – die zwei Blitze – als Zeichen der SS und die Mützen mit dem Totenkopf. Daraufhin haben wir uns in die entgegengesetzte Richtung geschlagen. Auch wenn ich schwach war, war ich gelenkig. Die Kameraden haben mir geholfen, auf einen Baum zu klettern. Von dort aus sah ich, dass eine neue Lokomotive angekommen und angekoppelt worden war. Nach dem Krieg habe ich von Herrn Fred Trendle aus Donaueschingen, der in seinem Buch „10 Tage im April“ die letzten Kriegstage schildert, erfahren, dass der Plan war, den Zug mit seinen Insassen im Bodensee zu versenken.

Wir sind gegen morgen zu Fuß in Donaueschingen angekommen. Ich hatte Fieber und wurde von einem französischen Militärarzt in das Lazarett eingewiesen. Nach der Genesung habe ich durch Zufall erfahren, dass eine Gruppe Überlebender im nächsten Dorf war, und habe mich zu ihnen gesellt. Wir sind dann nach Konstanz am Bodensee gelangt. Dort wurde ich in das Sanatorium auf der Halbinsel Reichenau eingewiesen. Ich pflegte meine Freunde in der Stadt zu besuchen. Eines Tages saßen dort zwei junge Frauen. Als sie meinen Namen Weintraub hörten und erfuhren, dass ich aus Łódź kam, sagten sie mir, dass sie aus Bergen-Belsen kämen und auf der Suche nach Überlebenden seien. Dort hätten sie drei Mädchen aus Łódź getroffen: Lola, Franka und Mala Weintraub – meine Schwestern. Diese beiden jungen Frauen waren nur auf der Durchreise und diesen einen Tag in der Stadt. Wäre ich ihnen nicht zufällig begegnet – wer weiß, wie sich mein Weg gestaltet hätte?

Ich machte mich auf die umständliche Reise nach Bergen-Belsen – es gab zu dieser Zeit keine regulären Verkehrsmittel –, und im September 1945 bin ich dort angelangt. Sie können sich vorstellen, wie groß die Freude meiner Schwestern war, den tot geglaubten Bruder lebendig zu sehen. Ein Freund der Familie hatte mich in Block 10 in Auschwitz-Birkenau gesehen und war Zeuge gewesen, dass alle Insassen – unfähig, zu arbeiten – in die Gaskammern gebracht und getötet wurden. Hätte ich damals nicht die paar Schritte in Richtung des anderen Blocks gemacht, wäre ich in dieser Gruppe gewesen – und nicht mehr am Leben.

In Bergen-Belsen gab es eine große Gruppe Überlebender, die sich bereits in einem Komitee organisiert hatten. Bergen-Belsen liegt hier in Niedersachsen; damit ist dieser Teil Deutschlands für mich auf eine Art die Stätte einer Neugeburt. Ich traf auf einen Kulturattaché der Britischen Armee. Ich musste mir überlegen, was ich mit meinem Leben anfangen will. Ich stand vor der Wahl, Lehrer oder Arzt zu werden, und habe mich für den Arztberuf entschieden. Die britische Besatzungsmacht hatte eine Verordnung erlassen, nach der alle Hochschulen in Niedersachsen einige Plätze für Überlebende, für DPs – Displaced Persons –, freizuhalten hatten. Solch einen Platz habe ich bekommen. Die Bescheinigung der Universität, dass mir ein Platz an der medizinischen Fakultät in Göttingen sicher ist, habe ich noch heute. Damit wurde Göttingen zu einem Ort, an dem ich meinen Weg zurück

ins Leben begann, und auch zum Ort einer mentalen Neugeburt. Physisch war ich schon erholt; statt meines Gewichts von 35 kg bei der Befreiung hatte ich wieder ein Gewicht von 59 kg.

Ich kam nach Göttingen, und ein Treffen mit dem Dekan, Professor Hermann Rein, wurde angeordnet. Der las meine Bescheinigung und sagte: Ja, aber ist es nicht schade, diese Zeit zu vergeuden? Wie können Sie glauben, nach sechs Jahren Volksschule und diesem furchtbaren Krieg, den Sie überlebt haben, ohne Sprachkenntnisse an einer Universität zu studieren? Ich war damals erfüllt von unbeschreiblicher Lebensfreude, dass ich lebe, rieche, schmecke, bin, dass mich die Nazis nicht umgebracht hatten. Für mich war alles möglich. Ich habe immer nur wiederholt: Lassen Sie es mich doch versuchen!

Ich durfte ein Semester studieren, nach Abschluss meiner Prüfungen wollte man weitersehen. Das Unerwartete traf ein: Ich habe es geschafft. Nun konnte ich weiterstudieren, bis im 4. Semester ein Brief vom Dekanat kam, wonach sie die Liste für die ärztliche Vorprüfung vorbereiten würden und mein Abiturzeugnis nicht finden könnten. Zu dieser Zeit gab es viele junge Menschen, die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkamen. Sie hatten 1942 aufgrund der Rede von Goebbels, in der er den „Totalen Krieg“ ausgerufen hatte, ihre Schulausbildung abbrechen müssen und durften nun als Externe zur Abiturprüfung antreten, ohne auf die Schulbank zurückkehren zu müssen. Nach einem Gesuch an den niedersächsischen Kultusminister erhielt ich die Erlaubnis, im Oktober 1948 an der Humboldtschule in Hannover zur Abiturprüfung anzutreten. Ich bestand die Prüfung und konnte weiterstudieren. Im März 1949 habe ich die ärztliche Vorprüfung bestanden und konnte weitermachen.

Während des Studiums in Göttingen lernte ich meine Frau, Katja Hof aus Berlin, kennen. Sie studierte slawische Sprachen und suchte jemanden, von dem sie Polnisch lernen konnte; ich suchte jemanden, der mir Deutsch beibrachte. Das war eine wunderbare Zusammenarbeit. Wir haben 1947 geheiratet und drei Söhne bekommen, der erste ist im Januar 1948 in Weidenhausen, Kreis Biedenkopf, geboren – ein Hesse also. Meine drei Söhne aus erster Ehe sind jetzt 76, 72 und 70 Jahre jung. Meine Frau Katja war eine begnadete Übersetzerin; sie hat die Bücher von Janusz Korczak übersetzt. Vielleicht ist Ihnen der Name nicht fremd. Er war ein jüdischer Kinderarzt und Autor, der seine ihm anvertrauten Waisenkinder nicht verlassen wollte, obwohl ihm von polnischen Kollegen die Rettung angeboten worden war. Er wurde zusammen mit den Waisenkindern aus dem Warschauer Ghetto nach Treblinka deportiert und dort getötet.

In den nächsten Jahren wurde mein Leben durch verschiedene äußere Umstände bestimmt: Aufgrund des Koreakrieges wurden 1950 alle Vertretungen der Ostländer geschlossen. Auch das polnische Konsulat, von dem ich ein kleines Stipendium in Höhe von 250 D-Mark erhielt, wurde geschlossen, sodass ich gezwungen war, nach Polen zurückzukehren. Es gelang mir schnell, ein Einreisevisum für meine Frau Katja und unseren Sohn Michael zu bekommen und sie nach Polen zu holen. Dort habe ich dann mein Studium beendet.

Die folgenden Jahre in Warschau waren die wunderbarste Zeit meines beruflichen Lebens. Nach der Verteidigung meiner Dissertation bekam ich eine Stelle als Oberarzt in der Abteilung für Geburtshilfe und Frauenheilkunde des Kreiskrankenhauses in Otwock, nur 30 km von Warschau entfernt. Diese Wahl des ärztlichen Fachgebietes war eine bewusste und durchdachte Entscheidung. Ich habe mir gesagt: Jahrelang war ich so eng mit dem Tod „auf Tuchfühlung“ – jetzt will ich Menschen zum Leben verhelfen. Außerdem wollte ich die Frauen würdigen, denen wir Männer unser Leben verdanken. Der Beitrag der Männer ist ja eher mikroskopisch, dazu noch lustbetont, was bei Frauen nicht immer der Fall ist. Wir sollten die Frauen wirklich mehr würdigen, denn jedes Kind steht für drei bis fünf Jahre ihrer Berufsentwicklung, in denen sie – rein physisch – nicht imstande sind, mit ihren männlichen Kollegen Schritt zu halten. Aber das ist ein ganz anderes Kapitel.

Als Oberarzt konnte ich die Behandlung der mir anvertrauten Patientinnen im besten Sinne gestalten. Das war wirklich eine wunderbare Zeit. Leider kam es im Jahr 1968 zu einer politisch von oben gesteuerten antisemitischen Welle, infolgedessen ich meine Anstellung verlor. Wir sind in das neutrale Schweden ausgewandert, nicht nach Israel, nicht zurück nach Deutschland – trotz deutscher Frau, deutschem Abitur, deutschem Studium. Zu diesem Zeitpunkt war es für mich nicht denkbar, mich in diesem Land niederzulassen. Ich hoffe auf Verständnis dafür.

In Schweden konnte ich meine Arbeit fortsetzen, das erste Jahr im fernen Norden am Polarkreis in Luleå. 1970 erhielt ich eine Stelle in Stockholm. Leider ist meine Frau Katja Weihnachten 1970 gestorben – große Trauer. Sechs Jahre später habe ich Evamaria, meine bessere Hälfte, geheiratet. Wir haben eine wunderbare Tochter bekommen – wie Sie sehen, sind wir sehr objektiv. Sie ist 47 Jahre alt und als Oberärztin am Karolinska Institutet in der Frauenklinik in meine beruflichen Fußstapfen getreten. Mit 71 Jahren bin ich in den Ruhestand gegangen. Ich war zwar noch voller Kraft, aber ich habe mir gesagt: Es ist besser, wenn sie jetzt bedauern, dass so ein guter Arzt aufgehört hat, als zehn Jahre später zu hören, dass „der Alte endlich weg ist“.

Ich konzentrierte mich auf eine andere Tätigkeit. An der Deutschen Schule Stockholm war ich Mitinitiator eines Programms, bei dem es darum ging, Kenntnisse und Erfahrungen der Eltern – darunter Richter, Ärzte, Biologen – für die Kinder zugänglich zu machen. Ich stellte mich als lebendiges, audiovisuelles „Lehrhilfsmittel“ zur Verfügung. Einmal im Jahr halte ich vor den 9. Klassen einen Vortrag über meine Erlebnisse während des Holocaust und des – wie ich es nenne – zwölf Jahre dauernden Tausendjährigen Reiches. In diesen zwölf Jahren von 1933 bis 1945 haben die Nazis es geschafft, so viel Elend zustande zu bringen.

Ich bin heute eingeladen, um über das Geschehen der als „Kristallnacht“ oder „Novemberpogrome“ bezeichneten Terrorakte zu sprechen, die gegen die jüdischen Mitbürger im gesamten Deutschen Reich stattfanden. Seinerzeit von der NS-Führung zentral organisiert, wurden die Gewaltaktionen von Angehörigen der SA und der SS mit einer sehr hohen Anteilnahme der Ortsbevölkerung durchgeführt. Es wurden viele Menschen getötet, über 1400 Synagogen und Bethäuser sowie etwa 7 500

Geschäfte und Wohnungen zerstört, jüdische Friedhöfe und andere Einrichtungen der Gemeinden verwüstet. In den Tagen danach verhaftete die Gestapo etwa 30 000 jüdische Menschen und verschleppte sie in Konzentrationslager, Hunderte wurden dort umgebracht. Nur wenige Tage später, am 12. November 1938, trafen sich unter der Leitung von Hermann Göring Vertreter der an der „Juden-Politik“ beteiligten staatlichen Stellen. Man beschloss nicht nur die totale „Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“, sondern auch, dass die Opfer für den ihnen zugefügten Schaden selbst aufkommen mussten. Die Juden „in ihrer Gesamtheit“ wurden gezwungen, eine „Sühneleistung“ von 1 Milliarde Reichsmark an das Deutsche Reich zu zahlen.

Der 9. November 1938 markiert den Übergang von der seit 1933 – seit der Machtergreifung Hitlers und der NSDAP – betriebenen Diskriminierung der jüdischen Einwohner zu ihrer systematischen Verfolgung. Es war der Beginn der erbarmungslosen Gewalt gegen Leib und Leben, der Zerstörung wirtschaftlicher Existenzen und religiöser Stätten. Den in Deutschland lebenden Juden wurde spätestens zum damaligen Zeitpunkt klar, dass sie sogar ihres eigenen Lebens nicht mehr sicher waren. Die Zahl derjenigen, die sich um eine Emigration bemühten, schnellte nach dem 9. November 1938 sprunghaft in die Höhe. In den wenigen Monaten bis Kriegsbeginn verließen etwa 200 000 jüdische Menschen Deutschland. Frau Landtagspräsidentin Hanna Naber hat über diese traurige Zeit ausführlicher gesprochen; ich will Ihnen Wiederholungen ersparen und an die Gegenwart anknüpfen.

Am 13. Juni dieses Jahres nahm ich an der Verleihung des ersten ZWEITZEUGEN-Preises für Demokratie und Courage in der Kulturkirche Ost in Köln teil, bei der ich ein kleines Abzeichen bekommen habe, auf dem „Nie wieder ist jetzt“ steht. Dieses „Jetzt“ haben meine Frau und ich in Tel Aviv erlebt – ich kann es kaum aussprechen –, als wir am Samstag, den 7. Oktober 2023 von langgezogenen Sirenenklängen geweckt wurden. In meinen Ohren war das keine Feuerweh, kein Krankenwagen, es war ganz anders, mir aber dennoch sehr bekannt. Identische Klänge habe ich am 1. September 1939 gehört, als die Nazi-Wehrmacht Polen überfiel. Das klang genauso. Die Sirenen in Tel Aviv waren kein angenehmes Erlebnis – es war der Überfall der terroristischen Organisation Hamas auf Israel. Ich habe viele Bilder und Filmaufnahmen gesehen, die die Hamas selber aufgenommen hat. So eine unfassbare und grausame Art, Menschen umzubringen, Kinder in brennende Häuser zu werfen, sie lebendig zu verbrennen, und Geiseln – Säuglinge – mit nach Gaza zu schleppen! Und die Bilder von den Tausenden Einwohnern des Gazastreifens, die triumphierend diese Verbrecher, diese Mörder begrüßten! Es ist unfassbar, dass so etwas möglich ist.

Leider ist die Entwicklung so verlaufen, dass davon kaum mehr die Rede ist. Man beschuldigt die Israelis, dass sie diese Verbrecher zu streng bestrafen wollen. Man spricht von einem „unverhältnismäßigen Vorgehen“. Was heißt hier „unverhältnismäßig“? Wäre es verhältnismäßig, wenn eine Brigade der israelischen Armee im Gazastreifen das Gleiche machen würde wie die Hamas in Israel? Das ist für die Israelis unannehmbar. Sie warnen die Einwohner, die Zivilisten sogar vor Angriffen, damit sie sich in Sicherheit bringen. Dass die Hamas die Zivilisten, Frauen und Kinder, Alte und Junge, als Schutzschilde nutzt, hinter denen sie ihre Aktionen ausführt, dass es Waffenlager unter Schulen und

Krankenhäusern gibt, davon wird kein Wort gesagt; auch nicht davon, dass sie weiterhin zusammen mit der Hisbollah, vom großen und reichen Staat Iran unterstützt, die Absicht hat und verkündet, Israel aus der Welt zu schaffen.

Man spricht von einer Feuerpause, aber wie kann man von einer Konfliktlösung reden, wenn eine der Parteien die andere beseitigen will? Das ist für mich das Grundproblem: Solange nicht alle arabischen Länder die Existenz Israels als Land anerkennen, gibt es keine Möglichkeit für eine Konfliktlösung. Nach dem Holocaust ist der Hamas-Überfall mit dem Töten von 1200 Menschen und dem Verschleppen von über 250 Geiseln die größte Tragödie, die das jüdische Volk getroffen hat.

Es schmerzt mich als Arzt und als Humanist zutiefst, wenn Menschen – wo auch immer in der Welt – leiden. Sie haben mein volles Mitgefühl. Meine geistigen Vorfahren sind die französischen Enzyklopädisten – Diderot, Voltaire –, die darauf hinwirkten, den Feudalismus abzuschaffen, und den Begriff der Menschenrechte prägten. Sie haben den Menschen als Mensch angesehen. Die drei Worte „Liberté, Egalité, Fraternité“, also „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, sind Leitworte meines Lebens. Ich habe immer versucht, in diesem Sinne zu leben.

Die medizinische Forschung hat eindeutig bewiesen, dass unser Erbgut – die DNA – identisch ist und die gleiche Abfolge hat. Die DNA beweist, dass es keine Menschenrassen gibt. Damit fällt die Ideologie des Rassismus, dass Menschen verschiedenen Rassen angehören, platt zu Boden. Es gibt nur eine einzige Menschenrasse – den „Homo sapiens“ –, der wir alle angehören. Die Unterscheidung und Einteilung in „Wir“ und „Die“, die Feindschaft gegenüber anderen, die von gewissen Gruppen betont wird, diese Art von Abneigung und Feindschaft bis hin zum Anspruch, über diese anderen zu bestimmen, führen auf geradem Weg in die Gaskammer, also dahin, Menschen umzubringen. Ich habe als Frauenarzt Operationen durchgeführt: Ganz gleich, welche Farbe die Haut hat, das Gewebe darunter ist bei allen Menschen hundertprozentig gleich. Es gibt keinen Unterschied.

Ich komme zum Schluss. Wir alle leben auf diesem Globus. Astronomen berichten uns, dass es Galaxien wie unsere milliardenfach gibt. Was sind wir denn dann im Weltall? Ein kleines Stäubchen, auf dem sich die Einwohner noch in Tausende Gruppen einteilen, die sich leider oft feindlich gegenüberstehen und bekämpfen. Als Beispiel kann man Menschen nennen, die den gleichen Gott anbeten – Allah – und den gleichen Propheten – Mohammed – haben, sich aber uneins in der Frage der Nachfolge Mohammeds sind. Die einen glauben, dass sein Schwiegersohn Ali der legitime Nachfolger sei, während er den anderen lediglich als Gelehrter gilt. Darüber sind sie bereit, sich die Hälse durchzuschneiden. Ist das nicht absurd?

Jedes Jahr wird in den Parlamenten vieler Länder über den Haushalt diskutiert. Man bemüht sich, weitestgehend zu sparen, sich einzuschränken und zu begrenzen – nur bei einer einzigen Ausgabe nicht: der Verteidigung. Was das kostet, Soldaten auszubilden, Uniformen herzustellen, Waffen zu produzieren oder zu kaufen! Das sind Unsummen. Was man für dieses Geld alles Gutes schaffen könnte! Im Gegensatz dazu kostet es keinen einzigen Cent, nebeneinander in Frieden zu leben.

Trotzdem sind die Menschen unvernünftig und versuchen, sich in Konflikten gegenseitig zu töten, was die Konflikte nur vertieft.

Ich wende mich an alle Menschen guten Willens, dass sie ihre Anstrengungen vervielfältigen, gegenüber menschenfeindlichen Ideologien, deren Folgen wir gerade jetzt am 9. November gedenken, entschlossen aufzutreten. Wir sollten nicht den Fehler machen wie in den 1930er-Jahren, als man über „Mein Kampf“ sagte: Ach, das Geschwafel von einem Verrückten! Das hat man nicht ernst genommen, hat es irgendwie nonchaliert. Bitte nehmt die Worte der Rechtsradikalen ernst! Sie meinen, was sie sagen, und sie wollen das auch durchführen. Bitte tut alles, um ihnen das Handwerk zu legen! Sie dürfen nicht imstande sein, ihr Vorhaben umzusetzen.

Ich habe ein kleines Postskriptum: Ich möchte der Fraktion der AfD gerne mein Buch schenken, die Beschreibung meines ganzen Lebens und der Mechanismen mit den Schlussfolgerungen, die ich daraus gezogen habe, als „Untermensch“ betrachtet zu werden. Ich würde gerne auch eine Widmung hineinschreiben. Ich bin ein unheilbarer Optimist: Ich hoffe, dass Sie vielleicht doch noch auf andere Gedankengänge kommen. – Ich bedanke mich für das geduldige Zuhören.

(Starker Beifall)

Schlusswort

Hanna Naber, Präsidentin des Niedersächsischen Landtages

Präsidentin Hanna Naber: Es begann vor aller Augen. Das Land schaute zu. – Wohin Ausgrenzung, Hass und Gewalt führen können, haben Sie, verehrter Herr Dr. Weintraub, uns heute noch einmal in sehr eindringlicher Weise vor Augen geführt. Im Namen der Mitglieder des Niedersächsischen Landtages und auch ganz persönlich danke ich Ihnen von Herzen für Ihren Besuch und für Ihre bewegenden Worte. Aus dem Gedenken in dieser Stunde ergibt sich für jede und jeden von uns eine Frage an unsere eigene Menschlichkeit. Und diese Frage verlangt uns ein Bekenntnis ab. Schauen auch wir bloß zu, wenn es wieder passiert? – Mit dieser Frage schließe ich die Gedenkstunde. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Ort der Veranstaltung: Plenarsaal des Niedersächsischen Landtages

Redaktion: Dr. Larissa Schütze, Dr. Hannah Caroline Willing,
Stenografischer Dienst des Niedersächsischen Landtages